

Besprechungen

Englische Literatur

Epistola in carcere et vinculis. Von Oskar Wilde; deutsch von Max Meyerfeld. gr. 8° (183 S.) Berlin 1925, G. Fischer.

Zum ersten Mal vermag hier der ebenso sachverständige wie sprachgewandte Oskar-Wilde-Übersetzer Max Meyerfeld der Öffentlichkeit die ungefälschte Buchausgabe der *Epistola* vorzulegen, die der unglückliche irische Dichter im Zuchthaus (in *carcere et vinculis*) an seinen jungen launenhaften Freund Lord Alfred Douglas tatsächlich geschrieben hat. Schon vor bald zwanzig Jahren sind allerdings die für Wildes Geistesrichtung während seiner zweijährigen Gefängniszeit besonders bezeichnenden Stellen aus seinem nunmehr 180 Druckseiten umfassenden „Brief“ in geschickter Auswahl und Zusammenreihung unter dem Titel *De Profundis* erschienen. Die Redaktion war das Werk von Wildes Freund Robert Ross; die deutsche Übersetzung hatte schon damals Meyerfeld besorgt. Von Ross absichtlich weggelassen war in *De Profundis* alles, was den Briefempfänger Douglas und seine Familie betraf; mit andern Worten: der ganze grundlegende einleitende Teil blieb ausgeschieden. So konnte es geschehen, daß man *De Profundis* als eine Art religiös-artistisches Bekenntnisbuch auffaßte, das von der seelischen Läuterung des Dichters beredtes Zeugnis ablegte, eine Betrachtungsweise, zu der schon die stimmungsvolle Überschrift und dann auch der an feinsiselierten ethischen, sogar asketischen Aussprüchen reiche Inhalt fast notwendig verleiten mußte.

In einer biographisch-literarischen Studie über Wilde (*Stimmen aus Maria-Laach* 75 [1908] 71—86) habe ich seinerzeit versucht, auch *De Profundis* unter dem Gesichtspunkt eines wenn auch nicht gerade religiösen, so doch moralischen Selbstbekenntnisses des irischen Dichters zu würdigen: „Es enthält die Herzensergüsse eines Menschen, den seine eigene Verblendung von der Höhe des Ruhmes in abgrundtiefe Schmach gestürzt. Zumeist begegnen wir daher einem ernststen, traurigen Grundton, der zuweilen wie aufrichtige Selbstanklage und Reue klingt. Leider hält aber diese Gesinnung nicht an. . . . *De Profundis* weist daher noch nicht auf eine tiefgehende seelische Umwandlung, auf das, was man Bekehrung nennen könnte, hin. Aber es lag doch im Zusammenreffen der Umstände, daß hier die besseren Seiten im Charakter Wildes energischer zum Vorschein kommen als in irgend einem seiner früheren Werke“ (ebd. S. 81).

Jetzt, nach Erscheinen der ganzen *Epistola*, bedarf selbst dieses vorsichtig gefaßte Lob des allerdings höchst merkwürdigen Literaturerzeugnisses vielleicht noch einiger Einschränkung, so sehr man anderseits der kristallklaren, gewinnenden Form, in der hier ein zum Teil höchst ansehnlicher, oft geradezu abstoßender und widerwärtiger Inhalt geboten wird, vollendete Anerkennung zollen muß. Wildes Brief, den er an seinen unseligen Freund aus tiefster Erniedrigung schrieb, ist, was sich aus *De Profundis* noch nicht erkennen ließ, in der Hauptsache eine leidenschaftliche, alle Verirrungen einer dekadenten höheren Gesellschaftsrichtung schonungslos aufdeckende Anklage gegen den oberflächlichen, sittlich haltlosen, geistig beschränkten Lord Douglas und seine ganze, anormal veranlagte, gesellschaftlich hochstehende Familie, indirekt allerdings auch eine vernichtende Verurteilung Wildes selbst. Der junge Douglas hat im Leben des berühmten Dichters eine in jeder Hinsicht verhängnisvolle Rolle gespielt. Ein jähörniger, von seiner Leidenschaft ganz beherrschter Vater, eine bis zur Schwäche und Willenlosigkeit nachgiebige, verschüchterte Mutter vermochten den verwöhnten Junker nicht an das väterliche Haus zu fesseln, und so schloß sich der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling dem von aller Welt gepriesenen und umschmeichelten Oskar Wilde an, in dessen Gesellschaft er wochen- und monatelang ein üppiges müßiggängerisches Schmarogerleben führte. Immer ging es dabei, wie der Dichter berichtet, auf Kosten des um einige Jahre älteren Gastgebers Wilde, dessen poetische Ader bei diesem plan- und zwecklosen Schlaraffenleben zu fließen aufhörte und dessen Vermögen infolge der an Wahnsinn grenzenden Verschwendungssucht des jungen Lords nach und nach bis zum völligen Ruin erschöpft wurde.

Was Wilde trotzdem bewog, eine derartig sinnlose Freundschaft aufrechtzuerhalten, war nach seiner Darstellung eine angeborene Gutmütigkeit, aufrichtiges Mitleid und offenbare Charakterschwäche. Die Anklage auf homosexuellen Verkehr, die vom alten Douglas bekanntlich vor Gericht gegen Wilde erhoben wurde und die schließlich zur Verurteilung des Dichters führte, wird im Brief weder bejaht noch auch bestimmt und entschieden verneint. Allerdings findet sich in dem Buch eine etwas auffallende Stelle. Nachdem Wilde dem jungen Douglas vorgeworfen, daß er seinen eigenen Vater mit leidenschaftlichem Hasse verfolgt und überdies aus Eitelkeit den Dichter in den

unseligen Prozeß mit dem Vater hineingebeht habe, macht er wie beiläufig die Bemerkung: „Tatsächlich schien Dich der Gedanke, daß Du der Gegenstand eines furchtbaren Streites zwischen Deinem Vater und einem Manne meiner Stellung sein solltest, zu entzücken. Er gefiel wohl, nur zu natürlich, Deiner Eitelkeit und schmeichelte Deinem Eigendünkel. Daß Dein Vater möglicherweise Deinen Leib, der mich nicht interessierte, zugesprochen bekam und mir deine Seele überließ, die ihn nicht interessierte — das wäre für Dich eine schmerzliche Lösung der Frage gewesen“ (S. 51). Aus dieser leicht hingeworfenen Glossa könnte man schließen — und diese Schlussfolgerung wurde von Rezensenten tatsächlich gezogen —, daß zwischen Wilde und dem jungen Douglas kein homosexuelles Verhältnis bestand. Aber gegen diese wohlwollende Auslegung spricht, auch abgesehen von der gerichtlichen Verurteilung, doch die Tatsache, daß Wilde sonst in den 180 Seiten seines Schriftstücks nirgends den furchtbaren Vorwurf als ungerecht oder falsch bezeichnet, ja daß er im Gegenteil einmal wenigstens andeutungsweise auch auf seiner Seite das Vorhandensein „einer eigentümlichen Perverstität der Leidenschaft und des Verlangens“ (S. 67) zuzugeben scheint.

Was indes das Ausschlaggebende in dieser ganzen unerfreulichen Angelegenheit und umstrittenen Frage bilden dürfte, ist die durch und durch dekadente, um nicht zu sagen vergiftete Atmosphäre, in der sich die „Freundschaft“ der beiden jungen Leute abspielte. Eine einzige kurze Probe aus vielen wird diese Behauptung für jeden normal veranlagten Menschen bis zum Überdruß beweisen. Wilde schreibt u. a.: „Du pflegtest Deinen Vater zu verlachen und zu verhöhnen, weil er sich aus dem Haus Deines Veters, wo er wohnte, entfernte, um Schmutzbriefe aus einem benachbarten Hotel an ihn zu schreiben. Du pflegtest es mit mir ebenso zu halten. Du aßest mittags ständig mit mir in einem öffentlichen Restaurant, schmollest oder führtest während des Essens einen Auftritt herbei, zogst Dich dann in White's Club zurück und schreibst mir einen hundsge meinen Brief. Der einzige Unterschied zwischen Dir und Deinem Vater war der, daß Du, nachdem Du Deinen Brief an mich durch Gilboten abgesandt hattest, einige Stunden später zu mir in die Wohnung kamst, nicht um Dich zu entschuldigen, sondern um zu erfahren, ob ich schon das Abendessen im Savoy bestellt hätte, und wenn nicht, warum nicht. Manchmal kamst Du tatsächlich, ehe der beleidigende Brief gelesen war. Ich erinnere mich einer Gelegenheit, da

hattest Du mich gebeten, zum Lunch ins Café Royal zwei Deiner Freunde einzuladen, von denen ich einen nie in meinem Leben gesehen hatte. Ich tat es und bestellte auf Deinen besondern Wunsch ein besonders üppiges Mahl. Der Küchenchef — ich seh' ihn noch — wurde geholt und ins einzelne gehende Weisungen für die Weine gegeben. Statt zum Essen zu kommen, schicktest Du mir ins Café einen Schmähbrief, der so der Zeit nach abgemessen war, daß er mich erreichte, nachdem wir eine halbe Stunde auf Dich gewartet hatten. Ich las die erste Zeile und wußte Bescheid, steckte den Brief in die Tasche und verständigte Deine Freunde. Du seist plötzlich erkrankt; der übrige Brief handle von den Krankheitserrscheinungen. Tatsächlich las ich den Brief erst, als ich mich in Lite-Street abends zum Essen umzog. Ich hielt mitten in seinem Schlamm, voll unendlicher Trauer, wie Du Briefe schreiben konntest, die wirklich dem Schaum und Gischt auf den Lippen eines Epileptikers glichen, da wurde mir gemeldet, Du seist in Diele und möchtest mich unbedingt fünf Minuten sprechen. Ich ließ Dich sogleich heraufholen. ... Du erwähnest mit keiner Silbe Deinen gräßlichen Brief; ich auch nicht. Ich behandelte ihn einfach als unglückliches Symptom eines unglücklichen Temperaments. Der Gegenstand wurde nicht berührt. Mir um $\frac{1}{2}$ 3 einen widerwärtigen Brief zu schreiben und um $\frac{1}{8}$ desselben Nachmittags zu mir zu stürzen auf der Suche nach Hilfe und Mitgefühl, war ein durchaus gewöhnlicher Fall in Deinem Leben“ (S. 145—147).

Daß bei dieser immertwährenden Explosionsgefahr von einer gesunden, erspriesslichen Freundschaft zwischen den beiden Genossen nicht die Rede sein konnte, liegt auf der Hand. Was im tiefsten Grunde den Dichter trotzdem betrog, an dem kaum noch zurechnungsfähigen Douglas festzuhalten, bleibt, wenn man keine Perverstität auf seiner Seite annehmen will, ein vollkommenes Rätsel. Im übrigen mag man zur Entlastung Wildes und selbst des jungen Lord manches anführen: vor allem in beiden Fällen die krankhafte erbliche Veranlagung zum Abnormen und Erzentrischen. Wir wollen auch keineswegs als Richter über die größere oder geringere Schuld dieser verirrtten Menschen auftreten. Endlich ist es ganz selbstverständlich, daß man der genialen glänzenden Begabung Wildes volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber als Führer und Vorbilder für die Jugend, als Runder einer höheren Lebenskunst, als Idealtypen und Vertreter modernster rhythmischer Haltung lehnen wir solche kranke Geister mit aller Entschiedenheit ab. Von der echten Romantik,

mit der man den Dichter Oskar Wilde so gern in Verbindung bringt, besitzt er zwar den ganzen Schimmer und Glanz der bildhaften Sprache, den Reichtum an blendenden Einfällen und Gedankengängen, die Vorliebe für Ironie und geistprühende Wortspiele, aber es fehlen trotz aller hohen Worte die festen Lebensgrundsätze, der sittliche Ernst und die religiöse Tiefe.

Taine und die englische Romantik.
Von Kathleen Murray. gr. 8° (VII u. 78 S.) München u. Leipzig 1924, Duncker & Humblot.

Hippolyte Taines Geschichte der englischen Literatur hat seinerzeit in Frankreich einer ganz neuen Auffassung der englischen Literaturgeschichte Bahn gebrochen und zugleich mit der früheren Überschätzung und Idealisierung der eigenen (französischen) Klassik unbarmherzig aufgeräumt. Das Werk hat aber auch im Ausland, zumal in England und Deutschland, einen fast beispiellosen und nachhaltigen Einfluß ausgeübt, der sich selbst bis in unsere Zeit bemerklich macht. Freilich ist man heute bei aller Anerkennung, die man noch immer dem großen französischen Kritiker zollt, doch auch seinen Schwächen, Einseitigkeiten und Widersprüchen gegenüber nicht mehr blind. Von katholischer Seite wurde längst darauf hingewiesen, daß vor allem die religiösen und philosophischen Grundlagen Taines, der Materialismus und Agnostizismus, nicht nur anfechtbar, sondern zweifellos falsch sind, und daß sich daraus in seinen Werken ungezählte, höchst bedauerliche Fehlteile im einzelnen ergeben. Aber auch nach der rein literarischen und künstlerischen Seite hin ist die Einstellung der Nachwelt gegenüber seiner englischen Literaturgeschichte mehr und mehr eine kritische geworden. Das geht u. a. aus der Schrift von Kathleen Murray hervor, worin die scharfsinnige Verfasserin Taines vielbewunderter Darstellung der englischen Romantik (vorzüglich dem 1. Kapitel des IV. Buches der englischen Literaturgeschichte, auch dem Schlußkapitel des IV. und V. Buches) eine eingehende, sachlich gehaltene Untersuchung widmet.

Nach Kathleen Murray war die englische literarische Romantik schon an sich reich an Widersprüchen und sich gegenseitig bekämpfenden Elementen. „Die Seeschule und Byron, der gesunde Menschenverstand von W. Scott und die vibrierende Sensibilität Keats, die solide Moralität von Wordsworth und der wilde Protest gegen alles Bestehende bei Shelley, politische Konvertiten, wie Wordsworth, Coleridge und Southey neben konsequenten

Rebellen wie Byron und Shelley. Symptome eines neuen Lebens und unmittelbar daneben Zeichen einer schillernden Zersetzung, welch ein verwirrendes Bild! Dazu kommt, daß die englische Romantik in dem Dichter, der lange als ihr größter Heros galt, in Byron, eine Feindschaft gegen die eigene Heimat aufweist, wie sie sich mit solcher Heftigkeit wohl selten wiederholte, eine Feindschaft, die auf moralischen wie politischen Gegensätzen beruht. Alles das macht die englische Romantik zu einer besonders komplizierten Verbindung und ihre Zergliederung und Beurteilung nicht nur zu einem besonders komplizierten Problem, sondern auch zu einem Prüfstein für die literarische Kritik“ (S. 4). An die Würdigung dieser buntschillernden Erscheinung machte sich Taine, der als Kritiker und Historiker „in sich selber alle die widersprechenden Tendenzen seiner Zeit vereinigt“ (Vorbemerkung). Da darf man sich nicht wundern, daß er der englischen Romantik gegenüber zu keiner festen, sichern Einstellung und konsequenten Beurteilung gelangen konnte.

Es folgt eine eingehende Analyse des ganzen Werkes, oder doch der auf die Romantik bezüglichen Teile, die im einzelnen den Nachweis der bereits angedeuteten Schwächen des berühmten Buches erbringt. Zu den Widersprüchen kommen Unklarheiten Taines in seinem Begriff der Romantik, kommen Einseitigkeiten und unzulässige Verallgemeinerungen, kommen Schiefeiten und folgenschwere Versehen („den starken keltischen Einschlag in der englischen Literatur ignoriert er völlig“ [S. 71]). Abschließend glaubt daher Kathleen Murray feststellen zu dürfen, daß Taines Auffassung der englischen Romantik in mehrere auseinanderstrebende Elemente zerfalle: „Ein allgemeines Ideal von Energie und Leben, ein ästhetisches Ideal vom Dichter, ein politisches Ideal des gemäßigten Liberalismus, und endlich ein fast religiöser Glaube an die Wissenschaft sind nebeneinander wirksam und zerstören die Einheit des Werkes. So erscheint Taines literaturgeschichtliche Leistung wie das Werk eines Künstlers, der, sorgfältig ziselierend, aber mit verschiedenen Verfahrensarten an demselben Kunstwerk arbeitet, der ein großes Porträt zum Teil malt, zum andern Teil radiert und einen dritten Teil gar in photographischem Verfahren wiederzugeben sucht. Das ist der Gesamteindruck, den eine kritische Betrachtung dieser Geschichte der englischen Romantik hinterläßt“ (S. 76).

Die Schrift der gelehrten Dame mit dem englischen Namen, die ihre Vorbemerkung „Sydney, Oktober 1922“ datiert, aber ein

gutes Deutsch schreibt, ist jedenfalls recht beachtenswert. Daß alle hier gegen Taine vorgebrachten tadelnden Einwände und Urteile objektiv berechtigt sind, soll damit keineswegs behauptet werden. Das Thema — die Auffassung der englischen Romantik überhaupt; denn darauf kommt es doch immer wieder an — ist zu umstritten und zu kompliziert, als daß Kathleen Murray mit ihrer eigenen Auffassung und ihrem Lösungsversuch auf allgemeine Zustimmung rechnen könnte. Die fleißige Arbeit liefert so im Grunde selbst einen weiteren Beleg für die Unsicherheit, die noch heute über den Begriff und die Wesenszüge der englischen Romantik herrscht, eine Unsicherheit, die lebhaft an unsere immer neu auftauchenden Hypothesen und nie abreisenden theoretischen Erörterungen über die deutsche Romantik erinnert.

Der Bauer in der englischen Literatur.
Von Paul Meißner. (Bonner Studien zur englischen Philologie. Heft 15.) gr. 8°. (III u. 208 S.) Bonn 1922, Hanstein.

Eine gründliche, anregend geschriebene Studie hat uns der sehr belesene Anglist Paul Meißner mit der vorliegenden Schrift geschenkt. Wie Meißner glaubt nachweisen zu können, wurde der Bauer in der englischen Literatur verhältnismäßig sehr spät „entdeckt“. In den Dichtungen und Prosawerken des Mittelalters, ja selbst der Renaissance, spielt der einfache Landmann durchweg nur eine untergeordnete, nebensächliche, meist burleske Rolle. Die mittelalterliche Literatur war der Bauernichtung wenig günstig, weil sie vorwiegend aristokratische Formen hatte, während die Träger der Literatur zur Zeit der Renaissance zumeist akademisch Gebildete sind, für echte Volkskunst weder Verständnis noch Interesse besaßen.

Auch in der Folgezeit ward es zunächst nicht besser, sondern eher schlimmer. Durch die allmähliche Umstellung von der Körner- zur Weidewirtschaft sank der Bauer zum Pächter (farmer) herab, der in Abhängigkeit vom Großgrundbesitzer (landlord) geriet und mit dem noch ärmeren landwirtschaftlichen Arbeiter (labourer) ein recht gedrücktes, geplagtes Dasein führte. Wohl finden sich seit dem 15. Jahrhundert Ansätze von wirklicher Bauernpoesie, aber sie gehen bezeichnenderweise von Schottland aus, wo der Bauer schon damals bedeutend selbständiger und auch selbstbewußter war als in England.

„Die eigentliche Entdeckung des Bauern“ geschah dann im 18. Jahrhundert. Sie fand ihren bemerkenswertesten Ausdruck in Steeles

„Guardian“. Es ist dies die realistische Reaktion gegenüber der vorausgegangenen Schäferpoesie mit ihrem verstandesmäßig zurechtgemachten, erkünstelten Idealismus. Der Einfluß Rousseaus verleiht der Auffassung Steeles und seiner Freunde Nachdruck und Verbreitung. Der Kulturgegensatz zwischen Bauer und Großstädter und damit „die kulturelle Entdeckung des Bauern“ kommt nun auch in der Literatur zur Geltung (James Thomson, William Cowper). Vom Standpunkt des Bauern selbst tritt der schottische Dichter Robert Burns an das Bauernproblem heran. Schottentum und Bauerntum sind für ihn identische Begriffe, und so wird er schon aus Patriotismus zum glühenden Anwalt und begeisterten Lobredner seiner bäuerlichen Volksgenossen.

„Die individuelle Entdeckung des Bauern“ ging von William Wordsworth, dem führenden Romantiker, aus, dem sich Robert Bloomfield, William Barnes und Alfred Tennyson anschließen. In der idealistisch-romantischen Prosadarstellung, zu der Mary Russell Mitford überleitet, übertragt alle andern englischen Dichter der große Walter Scott, bei dem indes der Laird (landlord) eine bedeutendere Rolle spielt als der mit ihm eng verbundene, aber untergeordnete Bauer. Auch eine ausgesprochen „realistische Entdeckung des Bauern“ möchte Meißner nachweisen. Sie beginnt bei George Crabbe und einigen seiner Zeitgenossen, nimmt eine weitere Entwicklung bei Emily Brontë und George Meredith und erreicht ihren Höhepunkt bei George Eliot und Thomas Hardy. Zum Schlusse streift der Verfasser noch das Thema „Der Bauer in der englischen Kunst“. Er berücksichtigt da besonders den schottischen Bauernmaler David Wilkie, der auf dem Gebiete der Kunst eine ähnliche Stellung zum Bauernproblem einnahm wie sein Landsmann Burns auf dem der Literatur.

Eine keineswegs leichte Aufgabe ist von Meißner mit gutem Erfolg und bemerkenswerten literar-historischen Ergebnissen gelöst worden. Wohl erscheinen manche Partien der Schrift nicht ganz frei von einer gewissen Sucht nach reinlicher Etikettierung und von fachwissenschaftlicher Pedanterie. Man hat zuweilen den Eindruck, daß der englische Bauer um des Schemas willen unnötig oft um jeden Preis „entdeckt“ werden mußte. Aber im ganzen wirkt das Buch doch beweiskräftig und überzeugend. Sicher bedeutet es einen weiteren wertvollen Beitrag zu den bestbekannten „Bonner Studien zur englischen Philologie“.

Alcis Stodmann S. J.